



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

**DFG-Projekt "Digitalisierung und Erschließung des Nachlasses des
Ägyptologen Adolf Erman (1854-1937)"**

Eine Revolutionszeit im alten Ägypten (Drucktitel)

Erman, Adolf

Nachweis dieses Dokuments im [Kalliope-Verbund](#)

[urn:nbn:de:gbv:46:1-17089](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:46:1-17089)

daß jede Demokratie stets sich selbst vernichte. Er zitiert Rousseaus Ausspruch: A prendre le terme dans la rigueur de l'acception, il n'y a jamais existé de véritable démocratie et il n'en existera jamais. Il est contre l'ordre naturel que le grand nombre gouverne et que le petit soit gouverné. Den Satz, daß die Demokratie das Grab der persönlichen Freiheit sei, gibt er durch die Antithese zu: »Wo die sozialistische Theorie darauf ausgegangen ist, die persönliche Freiheit mit Garantien zu umgeben, ist sie entweder im Uferlosen des Individualanarchismus geendet oder hat sich in Vorschlägen ergangen, die das Individuum zum Sklaven machen würde.« Er ruft Alex. Herzen dafür an, daß alle sozialen Kämpfe nur die Bemühung der Niedrigen darstelle, die Plätze der Geizigen zu erhalten, und daß sie dann selbst geizig würden.

Und doch hat er neben all diesen Verzweiflungsaussprüchen eine Hoffnung, die sich mit Recht an eine vernichtende Kritik von Marx und den Marxisten anschließt. Er sagt, sie haben eine ökonomische Doktrin von großer Anziehungskraft geschaffen, aber sobald sie sich auf staats- und verwaltungsrechtlichen sowie auf psychologischen Gebieten bewegen, fehlt ihnen jede elementarste Ahnung. Ich habe öfters ähnliches über Marx und die Marxisten gesagt. Marx weiß, sagt Michels, zuletzt nichts anderes als die Diktatur des Proletariats. Marx denkt sie sich als etwas Vorübergehendes. Sie wäre in Wirklichkeit die dauernde Diktatur einiger oligarchischer oder gar eines einzigen Führers, eines Cäsars oder Napoleons.

Indem er so den Marxismus schroff ablehnt, glaubt er doch im ältern französischen Sozialismus von St. Simon, Fourier, Considérant und in Männern,

die sich, wie er glaubt, ihnen anschließen, wie Gaetano Mosia, Velfredo Pareto, Taine, Gumplovitz den Rettungsanker zu finden. In der Formel Considérants, die er als demokratisch-pacifistischen Sozialismus bezeichnet, findet er das Wort der Erlösung: das Ziel ist nicht die Beherrschung der Gesellschaft durch die niederen Volksklassen, sondern die Regierung und Organisation der Gesellschaft im Allgemeininteresse mittels der hierarchischen Intervention einer mit dem Grade der Entwicklung steigenden Anzahl von Staatsbürgern.

Michels endet mit der richtigen Erkenntnis, daß das Problem des Sozialismus nicht ein solches der Ökonomie, sondern der Psychologie, der Verwaltungstechnik, der Verfassung sei. Schade, daß ihm seine großen Studien in der heutigen, hauptsächlich ausländischen sozialen Tagesliteratur nicht Zeit gelassen haben, sich in die deutschen Rechts-, Wirtschafts-, Verfassungs- und Verwaltungs-Historiker und Nationalökonomien zu vertiefen, die seit ein bis zwei Generationen schon zu dieser Erkenntnis gekommen sind. Ich glaube, wenn er auch nur die einschlägigen sozialen Kapitel meines Grundrisses der allgemeinen Volkswirtschaftslehre gelesen hätte, so würde er gesehen haben, daß eine große Entwicklung der deutschen Staatswissenschaften ihm bisher unbekannt blieb, und daß man zur Lösung der von ihm erörterten Probleme vor allem beginnen muß mit den Fragen: wie kann die Menschheit zu Staatsgewalten kommen, die über Parteien und Klassen stehen, wie hat nach und nach eine Gerechtigkeit übende Gerichts- und Staatsgewalt sich gebildet, welche verschiedenen Spielarten der Aristokratie, der Oligarchie, der Demokratie hat es bisher gegeben, und welche aufsteigenden

Entwicklungslinien deutet die welt-
historische Ausbildung dieser Tendenzen
und Institute an.

Immer bleibt das Buch von Michels
ein anziehendes, lehrreiches; es ist mit
dem Mut geschrieben, der nicht davor
zurückschreckt, die eigenen bisherigen

Ideale zu prüfen, zu negieren; es zeigt
einen eleganten Schriftsteller und einen
Gelehrten, der noch eine Zukunft vor
sich hat, so wenig er hier die einseitigen
Parteiphrasen und Parteiurteile seiner
radikalen Vergangenheit schon ganz
abgestreift hätte.

Eine Revolutionszeit im alten Ägypten.

Von

Adolf Erman.

Wir rühmen heute gerne, wie ge-
waltig die Entzifferung der Hieroglyphen
und der Keilschrift unsere historischen
Kenntnisse gefördert habe, und wie Jahr-
tausende, von deren Geschehnissen man
bisher nichts ahnte, heute im vollen
Lichte lägen. Aber wer diese Dinge
näher kennt, der weiß doch, daß diese
Kenntnisse eben nicht sehr tief gehen, und
daß das gerühmte Licht doch meist nur
eine trübe Dämmerung ist; wir erkennen
zwar einzelne Punkte, aber der Zu-
sammenhang des Bildes bleibt unklar.
Was wir gewonnen haben, ist eigentlich
nur das Gerippe der Geschichte: wir
kennen die Namen der Könige, ihre
Reihenfolge und im besten Falle auch
die Dauer ihrer Regierung. Wir sehen,
daß eine Reihe von Herrschern eine
Gruppe für sich bildet, und wissen
öfters auch etwas näheres über ihren
verwandtschaftlichen Zusammenhang.
Wir sehen, daß unter dem einen Herr-
scher viel an den Tempeln gebaut ist,
und schließen daraus etwas voreilig auf
eine blühende Regierung. Und wenn
die Gräber der einen Epoche stattlicher
aussehen als die der anderen, so denken
wir, daß sich darin das Wohlergehen
des Landes ausspreche. Dazu kommen
dann noch im besten Falle Nachrichten

über Kriegstaten des Königs, die freilich
in der Regel nur aus der Versicherung be-
stehen, daß der Pharao das und das elende
Land bezwungen habe. Natürlich gibt
es Ausnahmen, und einzelne Abschnitte
in der langen Reihe der Jahrhunderte
kennen wir leidlich, aber im Ganzen
steht es wirklich so, wie hier geschildert
ist. Man nehme z. B. die Epoche des
Sesostris, der noch in der griechischen
Zeit seinem Volke als der große Held
vorschwebte; was wir von ihm und seiner
Zeit aus den Inschriften wissen, ist so
wenig, daß wir ohne diese griechische
Tradition schwerlich seiner Gestalt große
Beachtung schenken würden*).

Das Schlimme an einer solchen

*) Ich fürchte, unsere Kenntnisse der
ägyptischen Geschichte sind nicht viel besser,
als wenn jemand von der neueren Geschichte
Frankreichs auf Grund einiger Namen und
und Daten sich folgendes Bild machte: Eine
alte Dynastie umfaßte die Könige von Lud-
wig XVI. bis auf Ludwig Philipp, der erstere
war ein Zeitgenosse Friedrichs des Großen.
Daneben regierten drei Gegenkönige, die
durch ihren Namen Napoleon sich schon als
einer anderen Familie angehörig zeigen und
auch einen anderen Titel tragen. Der erste
scheint in Deutschland Krieg geführt zu haben;
der dritte muß ein bedeutender Herrscher
gewesen sein, da er viele Bauten hinterlassen
hat.

Geschichtsschreibung ist weniger das tatsächlich unrichtige das sie enthält, als vielmehr die Verzerrung, in der alles dabei erscheinen muß. Alle die Bewegungen, die das Leben des Volkes erfüllt haben, und alle die Krisen und Katastrophen, die sie hervorgerufen haben, bleiben uns dabei unbekannt, und unwillkürlich denken wir uns das lange Leben des ägyptischen Volkes nur als eine Reihe von »Regierungen«, in denen Tempel gebaut und Feinde besiegt werden. Damit tun wir ihm sicher unrecht; auch bei ihm wird es an innerem Leben, an schmerzvoller Umwälzung und Erneuerung nicht gefehlt haben, und nur unsere mangelhafte Kenntnis ist es, die uns sein Dasein so einförmig und gleichgültig erscheinen läßt.

Daß wir mit dieser Annahme nicht fehlgreifen, hat uns jetzt ein merkwürdiger Papyrus gezeigt, der uns eine solche Epoche innerer Gährung und Wirrnis schildert. Es ist das ein Papyrus, der sich schon seit 1828 im Museum zu Leiden befindet, dessen Verständnis aber erst in den letzten Jahren erschlossen worden ist. Das Verdienst, hier Bahn gebrochen zu haben, gebührt H. O. Lange, dem Direktor der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen, der seine Entdeckung im Jahre 1903 in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie veröffentlicht hat. Seitdem hat Allan H. Gardiner in Oxford im Verein mit Lange die Erklärung des schwierigen Textes weiter gefördert und hat nunmehr das Resultat dieser Arbeit veröffentlicht.*) Auch so bleibt noch des Unklaren und Schwierigen genug an dem Texte, aber immerhin ist doch so viel Sicheres gewonnen, daß man des großen Ergebnisses sich freuen kann.

* A. H. Gardiner, *The Admonitions of an Egyptian Sage*. Leipzig 1909.

Wie die meisten Papyrus hat auch dieser die ersten Seiten, die ja beim Zusammenwickeln der Rolle außen lagen, eingebüßt, und damit ist uns leider die ganze Einleitung des Buches verloren gegangen. Und da auch sein Schluß fehlt, so können wir Zeit und Umstände der Katastrophe, die hier geschildert ist, nicht mehr erkennen. Indessen sehen wir aus Sprache und Form des Buches, daß es im mittleren Reiche (um 2000 v. Chr.) verfaßt sein muß, und so müssen die Wirren, von denen es berichtet, in diese Epoche oder, was wahrscheinlicher ist, in eine noch frühere fallen. Auch was den Anlaß zu der Katastrophe gegeben hat, können wir nicht ersehen; nach einer Stelle am Schluß könnte man denken, daß eine Empörung der fremden Söldner den König an der Unterdrückung des Aufruhrs gehindert habe. Jedenfalls hat der Herrscher nicht so eingegriffen, wie er sollte, denn ein Weiser tritt vor ihn, um ihn an seine Pflicht zu mahnen und ihm das namenlose Elend des Volkes und den Verfall des Staates vorzuhalten. Er tut dies in einer Reihe langer Klagen, die voll erschütternder Schilderungen sind. Diese Klagen sind, wie das auch sonst in der älteren ägyptischen Poesie gebräuchlich ist, in Strophen gefügt, deren jede mit den gleichen Worten beginnt. So z. B.:

*Es sind ja die Beamten erschlagen,
ihre Akten sind fortgenommen;
wie wehe ist mir vor Traurigkeit in
solcher Zeit.*

*Es sind ja die Akten der Korn-
schreiber zerstört;
das wovon Ägypten leben soll
ist ein „komme ich, bringt mans mir.“*

*Es sind ja die Gesetze des Gerichts-
hauses hinausgeworfen,
man geht darauf in den Straßen,
und die Armen reißen davon ab in
den Gassen.*

Dabei ist durchaus nicht immer von Vers zu Vers eine logische Folge der Gedanken beobachtet; es genügt dem Dichter schon, wenn die einzelnen Verse nur ungefähr auf den gleichen Ton gestimmt sind. — Auf die Klagen folgt dann eine Reihe von Versen, die mit *erinnert euch* beginnen; sie scheinen das Volk zu ermahnen, so eifrig wie vor dem den Göttern zu dienen. Dann aber redet Ipuwer (das ist der Name des Weisen) den König direkt an und sagt ihm, was das Volk von ihm denke und hoffe. Die Stelle ist leider stark zerfört und nur halb verständlich, aber wenn man liest:

*Man sagt, er sei der Hirte für alle,
nichts Böses sei in seinem Herzen.
Wenn seine Herde einen Verlust erleide,
so bringe er einen Tag damit zu, sich
ihrer anzunehmen.*

oder:

*Es gibt keinen Piloten zu ihrer Zeit.
Wo ist er denn heute? schläft er denn?
sehst, man sieht seine Macht nicht.*

so ahnt man schon, wovon hier die Rede ist. *Dir wird Lüge gesagt* . . heißt es weiter, *diese ganzen Jahre sind voll Gemetzel. Ach kostetest du doch etwas von solchem Unglück!*

Daran reihen sich dann wieder Verse, die den Segen einer starken Regierung, einer Zeit, wo ein guter Steuermann da ist, rühmen. Von der Antwort des Königs und von der Schlußrede des Ipuwer verstehen wir nur wenig; sie sind zu sehr zerfört.

So viel etwa läßt sich mit einiger Sicherheit über die Anlage und den allgemeinen Inhalt unseres Buches sagen, und wir können uns nun dem Teile zuwenden, der für uns das Wesentliche an ihm ist, der Schilderung der Umwälzung in jenen Klagen des Ipuwer.^{*)}

*) Ich ordne dabei die Verse ihrem Inhalt

Das ist zu Grunde gegangen, was gestern noch gesehen wurde. — Das Land dreht sich um, wie eine Töpferscheibe tut. Denn die Vornehmen jammern und die Armen sind voll Freude; jede Stadt sagt: „laßt uns die Starken aus unserer Mitte vertreiben.“ Überall lehnt man sich gegen die höheren Stände auf. Im Hause sind alle Sklavinnen ihres Mundes mächtig, aber wenn ihre Herrinnen reden, so ist das den Dienern lästig. Der Sohn der Herrin soll nicht mehr gelten als der, den eine Sklavin geboren hat. Und dabei ist es nicht geblieben. In furchtbarem Aufruhr hat sich der Pöbel mordend und raubend erhoben: *die Kinder der Großen, die schlägt man gegen die Mauern; die Kinder, um die man gebetet hatte, die wirft man auf den Wüstenboden.* Zu Sklaven werden die Vornehmen gemacht, und müssen die schwerste Arbeit verrichten: *die Bürger setzt man an die Mühlsteine und die Großen müssen im Speicher arbeiten. Die einst Kleider trugen, sind jetzt in Lumpen.* Ihre Frauen sind zu Bettlerinnen geworden: *die vornehmen Frauen ziehen durchs Land und die Hausfrauen sagen: „hätten wir doch etwas zu essen“.* Ihre Glieder trauern vor Lumpen, und sie schauern, wenn sie jemand erkennt und begrüßt.

*Die Tore und Säulen sind verbrannt; die Maurer finden nichts mehr zu tun und werden Ackerbauer. Man zerbricht die Gefäße aus Ebenholz. Alle Handwerker arbeiten nicht mehr; die Feinde des Landes haben es seiner Künste arm gemacht. Auch der Handel hat ein Ende: man fährt nicht mehr täglich nach Byblos, woher man doch sonst das Cedernholz holte für die Mumien**)* und das

nach, während sie im Original, wie oben bemerkt, ziemlich wirr durcheinander stehen. Was wörtlich übersetzt ist, ist durch den Druck gekennzeichnet.

*) Ägypten besitzt kein zu Zimmermanns

Öl davon, womit man die Vornehmen balsamierte.

Dafür spielen die Fremden selbst jetzt eine desto größere Rolle in Ägypten: *das Fremdland ist im Lande; die Barbaren von draußen sind nach Ägypten gekommen.* Wie natürlich, ist es besonders das Delta, das von diesen unliebsamen Gästen heimgesucht wird, selbst in den verdecktesten Winkeln seiner Sümpfe. *Das ganze Sumpfland ist nicht mehr verborgen,* und die Fremden haben alle die besonderen Arbeiten desselben gelernt.

Aller Besitz hat seinen Herrn gewechselt: *die Armen des Landes sind zu Reichen geworden, aber wer Vermögen hatte, hat jetzt nichts.* — *Die Armen besitzen die herrlichsten Dinge, und wer sich sonst keine Sandalen schaffen konnte, der hat jetzt Schätze.* — *Wer früher Diener war, hat jetzt selbst seine Dienerschaft, und wer ein Bote war, schickt jetzt einen andern aus.* Unermüdlich hält uns der Dichter diesen Wechsel des Geschickes vor: *Der Reiche muß durstig schlafen, aber der, der ihn sonst um die Treber bat, der hat jetzt starkes Bier.* — *Wer kein Brot hatte, der hat jetzt eine Scheune; in seinem Speicher liegt eines andern Eigentum.* — *Wer nichts für sich schlachtete, der schlachtet jetzt Rinder.* — *Wer kein Joch Ochsen hatte, der besitzt jetzt Herden, und wer keine Stiere zum Pflügen besaß, der hat jetzt Vieh.* — *Wer sich kein Boot zimmern konnte, der hat jetzt Schiffe,* aber der dem diese Schiffe einst gehörten, sieht vergeblich nach ihnen aus. — *Wer nichts für sich webte, der hat jetzt feines Leinen.* — *Die kein Kästchen hatte, hat jetzt einen*

arbeiten brauchbares Holz und war deshalb schon der Schiffe und der gewöhnlichen Särge wegen auf den Import vom Libanon angewiesen.

Kasten, und die, die ihr Antlitz im Wasser besah, hat jetzt einen Spiegel. — *Wer sich keinen Sarg machte, der hat jetzt ein Grab.* Es ist widerlich anzusehen, wie *der Kahlkopf, der keine Salbe hatte, jetzt Büchsen mit lieblichen Myrrhen hat, und wie Gold, Lapislazuli, Silber und Malachit am Halse von Sklavinnen auf gereiht sind.* Denn es ist doch nur *Schmutz im Lande und es gibt niemand mehr, der weiße Kleider hätte.*

Und wie dienen diese emporkommenen Leute den Göttern? *Die Schlächter schlachten jetzt Gänse, die man den Göttern statt der Rinder gibt, und der, der seinen Gott sonst nicht kannte, der räuchert ihm jetzt den Weihrauch eines andern, den er geraubt hat.*

Die üble ägyptische Sitte, daß man an einem Toten noch Rache nimmt und sein Grab zerstört, ist von den Aufwühlern natürlich auch befolgt worden. Sie haben die Leichen der Vornehmen aus den Gräbern gerissen: *die in der reinen Stätte waren, die wirft man auf den Wüstenboden, und selbst der als Falke begrabene, d. h. der König, darf nicht mehr in seiner Pyramide ruhen.* Denn auch gegen den Pharao hat sich die Feindschaft des Volkes gerichtet, und *man ist feindlich gegen die Uräuschlange, d. h. die Krone des Königs.* Im Einzelnen verstehen wir hier die Anspielungen nicht genügend: *das Geheimnis der Könige wird entblößt — das Geheimnis des Landes ist entblößt; die Residenz stürzt in einem Augenblicke zusammen — der König wird von den Armen fortgenommen — das Land wird des Königtumes beraubt durch wenige sinnlose Leute.* Fast könnte man glauben, daß hier von einer Plünderung des Palastes und einer Gefangennahme des Herrschers die Rede sei.*)

*) Der König, dem der Weise seine Er-

Defto klarer ist es, daß sich die Wut des Volkes auch gegen die Beamten des Königs gewendet hat, gegen all die Schreiber, die mit ihren Akten und Listen das Volk regierten, befeuerten und richteten. Welch ein Haß gegen sie bestanden haben muß, können wir noch ahnen, wenn wir hören, wie sie jetzt *durch das Land hin gejagt worden sind. Man hat sie erschlagen und ihre Akten fortgenommen. Die Schreibstuben sind geöffnet worden und deren Personenlisten sind fortgenommen*, sodaß die Leibeigenen nun die Herren spielen können. *Die Akten der Kornschreiber sind zerstört*, und die Kornvorräte des Staates, mit denen ja alle Gehälter gezahlt wurden, sind zur Beute für alle geworden. Von dem Gerichtshause aber, das das Volk sonst nur mit Scheu betrachtete, heißt es: *seine geheime Stätte ist entblößt und die Armen kommen und gehen darin. Seine Akten sind fortgenommen; seine Gesetze sind herausgeworfen und man geht darauf in den Straßen*. So ist die Verwaltung zerstört: *kein Amt ist mehr an seiner Stelle, das Volk gleicht einer Herde, die keinen Hirten hat*. Und diese Freiheit bringt den Leuten keinen Segen, denn *ziehende Rinder, die keinen Hüter haben, von denen nimmt sich jeder und stempelt sie mit seinem Namen*.

Wie soll der Staat in dieser Not noch weiter bestehen? Er erhält keine Steuern mehr. Elephantine zinfst nicht mehr, es liefert weder Kohlen noch Früchte, und *wozu dient ein Schatzhaus, wenn es keine Einkünfte hat?* Ebenso steht es in Unterägypten: *das Delta weint, der Schatz des Königs steht jedem offen, das Haus des Königs ist ohne seine Einkünfte an Gerste, Weizen, Vögeln, Fischen, Leinen, Kupfer, Öl*,
 mahnung vorträgt, kann ja eine andere Person, etwa ein Thronerbe sein.

Matten, und was sonst immer das fleißige Land erzeugte. *Man ist der Kleider, Wohlgerüche und Salben entblößt, und alle Leute sagen: „es gibt nichts.“* Und was noch da war, ist geraubt: *der Speicher ist kahl, und sein Wächter liegt auf die Erde gestreckt*. Denn nun, wo alle Schranken gefallen sind, sind auch Raub und Mord im Lande entfesselt; *den leiblichen Bruder zu erschlagen und in dem eigenen Sohne den Feind zu sehen*, sind gewöhnliche Dinge. Gehen drei Männer zusammen auf einem Wege, so schlagen zwei da von den dritten tot. *Das Land ist voll von Rotten; der Starke raubt dem Schwachen seine Habe*. Auf den Straßen lauern die Räuber dem Wanderer auf: *was er bei sich hat, wird geraubt; er wird mit einem Keulenschlag betäubt und frevelhaft getötet*. Was bleibt da auch den friedfertigen Leuten übrig, als selbst unter die Räuber zu gehen? *Die Türhüter sagen: „laßt uns gehen und rauben“ und die Vogelfänger stellen sich zum Kampfe auf*. Und der Landmann? *mit dem Schild bewaffnet, geht er pflügen, oder er legt auch verzweifelt die Hände in den Schoß: der Nil flutet, und doch ackert man nicht; ein jeder sagt: „wir wissen nicht, was im Lande geschehen wird“*. Und so kommt denn zu allen Schrecken noch die Hungersnot: *das Korn ist überall zu Grunde gegangen. Alles Kleinvieh, dessen Herz weint; alle Herden jammern wegen des Zustandes des Landes*. Und die Menschen essen Kräuter und trinken Wasser dazu und nehmen den Schweinen das Futter aus dem Maule, um ihren Hunger zu füllen.

So ist es denn mit dem blühenden reichen Lande so weit gekommen, wie es unser Dichter ergreifend schildert: *Das Lachen ist vergangen; Jammer zieht durch das Land, mit Klage ver-*

mischt. — Unglück ist im Lande und Blut an allen Orten. — Die Menschen sind wenig geworden, und überall trifft man auf einen, der seinen Bruder in die Erde legt. — Viele Tote sind im Flusse begraben — der Fluss, aus dem man trinkt, ist Blut. — Unfruchtbar bleiben die Frauen und werden nicht mehr schwanger und Chnum (der Gott der die Menschen schafft) bildet nicht mehr wegen des Zustandes des Landes. — Große und Kleine sagen: „ach daß ich doch tot wäre.“ — Ach daß es doch ein Ende hätte mit den Menschen; daß kein Empfangen mehr wäre und kein Gebären.

Wie Ägypten sich wieder aus diesem Jammer erhoben hat, ob wirklich das Eingreifen des *guten Hirten*, des *Piloten*, des *guten Steuermannes*, das der Weise wünschte, zu seiner Rettung genügt hat, wissen wir nicht.

Und auch das wissen wir nicht, ob die Vorgänge, die diese Dichtung schildert, sich wirklich einmal ganz so abgespielt haben, oder ob sie der Dichter frei ausgestaltet hat. Indessen liegt daran nicht viel, denn die Hauptsache ist, daß ihm die Vorstellung eines solchen

Zusammenbruches aller sozialen und staatlichen Verhältnisse überhaupt vertraut war. Sie liegt so ganz außerhalb des ägyptischen Ideenkreises, daß sie nur durch eigene bittere Erfahrung erworben sein kann; damit eine solche Umwälzung so lebhaft und mit so viel innerer Wahrheit geschildert werden konnte, mußte Ägypten sie wirklich so oder ähnlich erduldet haben. Und das ist für uns das Wichtige. Die alte Geschichte Ägyptens erhält damit zum ersten Male einen lebendigen Zug, und wenn wir jetzt sehen, wie auf die Zeit der Pyramidenerbauer, das sogenannte alte Reich (etwa 2800—2400 v. Chr.), eine Periode folgt, aus der uns fast nichts an Denkmälern vorliegt, so haben wir wohl ein Recht zu fragen, ob das nicht etwa die Zeit gewesen ist, in der Ägypten »sich umdrehte wie eine Töpferscheibe«. Denn zwischen dem alten Reiche und dem mittleren, der Zeit, der unsere Dichtung angehört, besteht in der Tat auch kulturell eine auffallende Verschiedenheit, als sei hier ein Altes zu Grunde gegangen und ein Neues entstanden.

Die Zukunft der Philosophie.

Von

Theodor Lipps.

Man hat von einer Wiedergeburt der Philosophie gesprochen, die jetzt sich ankündigt oder sich zu vollziehen schon im Begriffe sei. Ob für eine solche Wiedergeburt jetzt schon alle Bedingungen erfüllt sind, weiß ich nicht.

Sicherlich freue auch ich mich der neuen Wege, die in der Psychologie in unseren Tagen eingeschlagen worden sind, und ich bin überzeugt, daß diese der ganzen Philosophie zugute kommen

werden. Aber auch der Schatten scheint mir nicht zu fehlen.

Auch das erhöhte Ansehen, das die Philosophie wiederum gewonnen hat, ist gewiß an sich eine erfreuliche Sache. Nur als einen Beweis dafür, daß die Philosophie jetzt einer besonderen inneren Gesundheit sich erfreue, kann ich dies nicht ansehen. Es ist in unserer Zeit mehr als sonst die Rede von Psychologie und Philosophie, und die Philosophie

hat viele Freunde. Aber ein bekanntes Sprichwort sagt, daß die guten Freunde die schlimmsten Feinde sein können.

Wie man auch den letzten Zweck der Philosophie näher bestimmen mag, jedenfalls ist das Gebiet des Bewußtseins wirklich ein spezifisch philosophisches Gebiet. Und dies Gebiet ist eigenartig und weit, und so eigenartig und weit ist auch die spezifische Aufgabe der Philosophie. Zugleich haben auch hier die Götter vor den Erfolg die Arbeit gesetzt. Ich meine nun, der Respekt vor jenem Bewußtseinswirklichen und damit der Wirklichkeitssinn überhaupt muß in der Philosophie unserer Tage noch wachsen und sich verallgemeinern. Die Einsicht in die Eigenartigkeit und die Weite der spezifisch philosophischen Aufgabe, das Bewußtseinswirkliche in seiner ganzen Ausdehnung uns nahe zu bringen und, soweit es möglich ist, uns verständlich zu machen, mit einem Worte: der Ernst der Erfüllung der spezifisch philosophischen Pflicht muß sich mehren. Es hat der Wissenschaft nie Heil gebracht, wenn man die Grenzen der Wissenschaften hat durcheinanderlaufen lassen. So meint ein altes Wort. Jetzt aber sind manche geschäftig, die Grenzen, welche die Philosophie von jeder sonstigen Wissenschaft scheiden, völlig durcheinanderlaufen zu lassen.

Aus jenem Ernst der spezifisch philosophischen Pflichterfüllung wird sich auch, so denke ich, von selbst wiederum bei allen der rechte philosophische Stolz ergeben. Ich meine jenen Stolz, der gleich weit entfernt ist von der Wegwerfung seiner selbst und von dem Betteln um fremde Gunst, wie von der Anmaßung, auf fremdem Gebiet dilettantisch sich zu ergehen und zu ernten, wo man nicht gesät hat.

Es gab eine Zeit, da überflutete die Philosophie alle fremden Gebiete. Sie meinte sie fruchtbar zu machen, aber sie

hat ihnen nur Versandung und Versumpfung gebracht. Später gewannen die anderen Wissenschaften neues und einige erstaunlich reiches Leben aus eigener Kraft. Jetzt, scheint es, sollen wir das umgekehrte erleben. Aber ich hoffe, auch die Philosophie wird wieder erstarken durch sich selbst. Sie wird, meine ich, außer dem vielen anderen nicht nur bei einzelnen, sondern allgemein den Mut gewinnen, auch zu negieren und Grenzen zu setzen nach innen und nach außen, mit einem »quos ego« oder »hands off«, wenn es nötig sein sollte. Sie wird, so vertraue ich, wiederum lernen, dem Schuster von seinem Leisten zu sagen, das »si tacuisses« zu zitieren oder das Wort »vom Amt und Fürwitz«. Sie wird den reichen Schmarotzer verweisen auf den eigenen Reichtum, den Dilettanten auf sein Haus, darinnen er so vortrefflich zu arbeiten und sein Recht zu wahren verstehe.

Der Gärtner sagt, daß auch er habe lernen müssen, und vielleicht, wenn er griechisch kann, ruft er die Götter zu Zeugen und sagt einen uns allen vertrauten griechischen Hexameter auf, nämlich denjenigen, auf den ich oben anspielte.

Aber manche Kunst erfordert ein Leben und die Kraft eines Mannes für sich allein. Daß es so ist, diese Einsicht wird gewiß allen einst aufgehen, und dann werden sie erschrecken. Jetzt aber ist es noch nicht so. Einige hätten vor anderen das Zeug, dem zu wehren, der auf fremdem Boden pflügt und den Acker verdirbt, den zu bearbeiten er nicht gelernt hat. Einftweilen aber sehen wir ihn statt dessen jenem seine Künfte ablernen. Darum erlaube man mir, mit meinem Jubel jetzt noch zu warten. Wer doppelte Kraft hat, kann doppelte Arbeit tun. Aber ich rede von den andern, den Nebenbeiphilosophen, die doch keine Philosophen sind.